

Berliner Tageblatt
Erhalten täglich... Preis...



Der Abonnements-Preis
Preis für den Abonnenten...

Berliner Tageblatt

Nr. 141.

Berlin, Dienstag, den 25. März 1879.

VIII. Jahrgang.

Wir richten namentlich an unsere geehrten auswärtigen Abonnenten die höchste Bitte, die Erneuerung des Abonnements bei den betreffenden Post-Anstalten möglichst frühzeitig anmelden zu wollen, damit die prompte Zuführung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Der verlorene Kamerad von Hans Hopfen.

Diese reizende Novelle wird mit ihrem originellen und spannenden Inhalt dem berühmten Schriftsteller viele neue Verehrer zuführen. Hierauf folgt:

Ariadne Roman von Henry Greville, dessen füglich im „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte Novelle „Doktor“ allgemeinen Beifall gefunden hat.

Der Abonnementspreis für das „Berliner Tageblatt“ bei zweimaliger Ausgabe, als Abend- und Morgenblatt, nebst „U.L.K.“ und „Berliner Sonntagsblatt“ beträgt nach wie vor nur 5 Mark 25 Pf.

vierteljährlich für alle drei Blätter zusammen. Abonnements-Bestellungen nehmen alle Reichspostanstalten, in Berlin auch sämtliche Zeitungsbedruckere und Stadtpostämter, sowie die unterzeichnete Expedition jederzeit entgegen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW., Jerusalemstraße 48.

Ein Beitrag zum Gebrauchsmittel-Gesetz.

Man schreibt uns von sachverständiger Seite: In dem Gesetzentwurf, der die Gebrauchsmittel betrifft, ist auch auf die Spielwaren Rücksicht genommen, und zu letzteren sind ganz mit Recht die Zuckers- oder Malfarben mit eingerechnet worden. Es wird darüber die Bestimmung getroffen, daß alle „giftigen“ Farben bei denselben nicht in Anwendung kommen dürfen, namentlich sollen alle Farben, welche Kupfer, Blei, Arsen, Quecksilber, Antimon, Zinn und Bismut enthalten, vermieden werden. So richtig diese Bestimmungen scheinen, so enthalten sie doch für die Zuckersfarben-Anindustrie, welche besonders in Thüringen eine große Zahl Menschen nährt, eine große Härte, ja sie bedrohen sogar die gesundheitliche Existenz dieses Fabrikationszweiges. Zunächst müssen wir uns dahin aussprechen, daß wir das Verbot der Zinn- und Quecksilberfarben nicht für nötig erachten, da solche als nicht giftig zu bezeichnen sind. Von Quecksilberfarben

wird lediglich Zinnober benutzt, der vermöge seiner vollständigen Unlöslichkeit beim Genuß keine Nachtheile hervorbringen kann.

Die Zinnfarben mögen, in größeren Mengen genossen, d. h. in solchen Mengen, wie sie in einem Zuckersaft nie enthalten sind, schädlich sein und Uebelkeit und Erbrechen erregen, doch ist Zinn von allen eben genannten Metallen das ungefährlichste und kann daher, da es namentlich in den meisten Kästen noch mit anderen Substanzen vermischt ist, niemals beim Genuß einen Schaden verursachen. Für die Fabrikanten aber sind die Zinnfarben unentbehrlich zu nennen. Durch Wegfall der Blei- und Kupferfarben, deren Verbot wir vollkommen billigen, tritt der Fabrikant die leichhaltigsten Farben seiner Scala: die hochrotte, gelbe, grüne und weiße. Für hochrotte könnten Anilinfarben eintreten, auf welche wir später zu sprechen kommen. Für Grün haben wir, abgesehen von den feinstgrünen, welche mit Bindemitteln verlegt, mehr schwarz ausfallen, die sog. patent-(chrom-)grünen, welche aber eine sehr geringe Deckkraft besitzen, und daher schlecht abfarben. Für Gelb und Weiß aber giebt es keinen Ersatz, denn das Schützgelb steht, mit Bindemittel verlegt, nicht gelb aus, sondern gleicht einem hellen Ocker, während alle weißen Farben wie Kreide, Blanc fixe, Malabater u. s. w. grau oder bräunlich ausfallen. Für diese ausfallenden Farben würde das Zinn ganz Ersatz bieten in dem Zinnsalz, welches ein sehr schönes reines Weiß liefert. Im Zinnsalz, das zwar weniger deckend und theurer als Bleisalz, doch diese die Kästen sehr behende Farbe nicht ganz missen läßt, und im Zinnsalz, das besser Farbe abgiebt, als die Pastengrün.

Wenn wir eben schon erwähnten, daß die Zinnfarben fast nicht giftig zu nennen sind, so wird die von Vielen meist gefürchtete Gefahr noch dadurch erheblich gemildert, daß die ordinären und mittel-feinen Farben (nicht die feinen) ziemlich stark und zwar mit Thon (china-clay) verlegte Farben sind. Bei den ordinären Farben stellt sich das Verhältnis von Farbe zum Bindemittel und Verleg auf 1:4; bei den besseren wie 1:2-3. Ein Stüchchen mittelgroße Zuckers wiegt 4 Gramm; gesetzt also, ein Kind verzehrt wirklich ein solches Stüchchen, so genießt es damit circa 1 Gramm Zinnoxid, eine Menge, welche selbst der stumpfste Arzt für völlig unschädlich erachten wird. Nicht man also unangelegentlich die Ungefährlichkeit der Zinnfarben einerseits, ihre Unentbehrlichkeit für die Fabrikanten, deren Fabrikat durch Wegfallen der genannten Farben unannehmlich und schwer verkäuflich wird, andererseits in Betracht, so wird wohl Niemand zweifelhaft sein, was zu thun ist.

Schließlich verhält es sich mit den Farben, welche Arsenik enthalten. Wir halten es für unvernünftig, wenn Fabrikanten Schmelzfarbstoffe Grün, Remiseur Grün, Mineralrot etc. als Zuckersfarben verwenden und pfländen dem Geleß bei, daß dieses nie gebraudt wird. Aber Arsen ist ein sehr verbreiteter Stoff und wird fast in 2. selten ein Ocker finden lassen, der nicht kleine Mengen Arsen enthielte; sollen diese Spuren auch noch vermieden werden? Es wird dieses gewiß Niemand verlangen und doch ist der Fabrikant

nach dem Buchstaben des Gesetzes zu bestrafen. Wichtig ist es mit den Anilinfarben. Die meisten enthalten Spuren Arsen, welche bei ihrer Verwendung in die Zuckers kommen und sich darin trotz der verschwindenden Menge bei der ungeheuren Empfindlichkeit unserer Methoden, Arsen nachzuweisen, leicht finden lassen. Wie gering diese Mengen sind, mag folgende kurze Rechnung lehren. Gezeigt, die angemessene Anilinfarbe enthalte 2 Prozent Arsen, eine Menge, die in gut gereinigten Anilinen sich nicht finden darf. Auf 3 Pfund Anilinfarbe d. h. Farbe ohne Bindemittel und Zusatz, genügen 20 Gramm Anilinfarbe, es ist also in diesen 3 Pfund noch 0,4 Gramm Arsen oder in 1 Pfund Farbe 0,13 Gramm Arsen enthalten. Nehmet man nun die oben angegebene Verdünnung durch Bindemittel und Verleg hinzu, so würde eine Verdünnung auf 0,08 entfallen bei 5 Pfund Farbe, so daß in einem 4 Gramm schweren Stüchchen 0,0001 Gramm Arsen enthalten wäre, eine Menge, die Jedermann für unschädlich halten wird. Aber immerhin ist es eine Farbe, welche Arsen enthält, daher von Rechts wegen verboten!

Es müßte daher in das Gesetz eine Bestimmung aufgenommen werden, daß unter Farben, welche Arsen enthalten, nicht solche Produkte, wie die oben erwähnten, gemeint sind.

Indes in den gesetzlichen Bestimmungen ist noch eine Lücke. Die Zuckersfarben-Fabrikanten liefern nicht nur ordinäre und mittelfeine Waare, sondern auch feine Farben für Dilettanten und Künstler. In diesen dürfen doch die oben erwähnten Farben nicht fehlen, denn es würden z. B. bei der jetzt so beliebten Holzmalerei sonstige Produkte zu Tage treten, wollten die von Vielen meist gefürchtete Gefahr noch dadurch erheblich gemildert, daß die ordinären und mittel-feinen Farben (nicht die feinen) ziemlich stark und zwar mit Thon (china-clay) verlegte Farben sind. Bei den ordinären Farben stellt sich das Verhältnis von Farbe zum Bindemittel und Verleg auf 1:4; bei den besseren wie 1:2-3. Ein Stüchchen mittelgroße Zuckers wiegt 4 Gramm; gesetzt also, ein Kind verzehrt wirklich ein solches Stüchchen, so genießt es damit circa 1 Gramm Zinnoxid, eine Menge, welche selbst der stumpfste Arzt für völlig unschädlich erachten wird. Nicht man also unangelegentlich die Ungefährlichkeit der Zinnfarben einerseits, ihre Unentbehrlichkeit für die Fabrikanten, deren Fabrikat durch Wegfallen der genannten Farben unannehmlich und schwer verkäuflich wird, andererseits in Betracht, so wird wohl Niemand zweifelhaft sein, was zu thun ist.

lebrigens wollen wir zum Schluß noch bemerken, daß die Gefahr, welche aus leichterer Benutzung von Farbstoffen entspringt, meist sehr überschätzt wird; wenn ein Kind nicht geradezu Farben verschluckt, so kann, selbst wenn es einmal an Farbe oder Bleisalz leidet, was ja auch dem Kinde streng untersagt werden muß, nichts Gefährliches passieren.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die hier geäußerten Bedenken gegen gewisse Bestimmungen des Gesetzes bei der nächsten Woche stattfindenden Beratung des Reichstages von den sachverständigen Mitgliedern desselben gebührend gewürdigt und in der Feststellung des definitiven Wortlauts Berücksichtigung finden werden.

Das Recht des Lebenden.

Man in drei Theilen von Levin Schüling.

Zwei Tage darauf wanderte Hellmer mit sehr vergnügter Miene und sehr angenehmen Vorstellungen von seiner nächsten Zukunft be- fähigt, einmal wieder dem alten Stiff zu. Als er in der Nähe desselben angekommen, blieb er plötzlich betroffen stehen. Er nahm rechts vom Wege einen schwarzen Koffer wahr, der auf einem bürren sonnenerwärmten Grasfeld lag — eine menschlische Gestalt, die lang ausgestreckt da lag und sich nicht regte noch rührte. Erstarrten bog Hellmer von seinem Wege ab und schritt darauf zu; als er näher kam, erkannte er die geistliche Abteilung an dem Daliegenden, erholte sich aber auch von seinem Erstarrten, als der geistliche Herr jetzt den Kopf erhob und ihm mit einem sehr geübten Gesichte entgegenblitzte.

„Um Gotteswillen, Herr Stannikus!“ rief Hellmer aus, „wie kommen Sie denn dahin und was machen Sie da? Es hat Sie doch kein Unfall betroffen?“

„Was ich da mache, Hellmer?“ verriet der geschicktsforschende Stannikus. „Nimm! Er hat und lege Er sich hier neben mich auf den Boden — es ist ein reizender Grasfeld — lege Er sich nur dahin! Und drück Er dann das Ohr an den Boden, dann wird Er's hören!“

Hellmer sah einen Augenblick unentschieden den Stannikus an, der auf den rechten Arm gestützt zu ihm aufblitzte; dann gerhörte er ihm, kniete nieder und streckte sich neben ihm auf das Gras.

„Nun?“ fragte er darauf, „bis jetzt kann ich nur sagen, daß der Boden heinhart ist...“

„Das Ohr an den Grund!“

Hellmer drückte das Ohr an den Boden.

„Hört Er's nun nicht?“

Hellmer ward still. Dann erhob er den Kopf wieder und nickte. „Ja!“ sagte er. „Ich höre es. Ich habe, als ich vorhin über die Vollerhede kam, schon solch ein wunderliches Summen gehört und kein Arg davor gehabt. Jetzt aber, mit dem Ohr an Grund, vernimmt man's deutlich. Stannikus — Schlag auf Schlag. Sie müssen heil an einander sein. Der Engländer und der Franzose! Gott verdamme sie Beide!“

„Wir wollen doch wünschen, daß der Braunschweiger oben bleibt, verlegte der Stannikus, sich jetzt aufrichtend, „unter ihm fedten mit den Engländern doch deutsche Landleute auch und Preußen, die so zu sagen doch auch Landleute sind.“

„Meinehalb!“ entgegnete Hellmer, sich ebenfalls erhebend. „Von welcher Seite es kommt,“ jubte er dann fort, „daran wird man nicht lang.“

„Abermals von Dien her,“ sagte der Stannikus; „nach dem, was man jüngst vernommen hat, ist der Braunschweiger Herzog von Danabrid in der Richtung auf Witten abmarschirt.“

„Ich habe mir die Richtung auf Witten abmarschirt.“

„Das verdrößt sich ja damit!“ erwiderte der Stannikus.

„Nun ja,“ sagte Hellmer, „da mögen sie's denn ausmachen; unter Eins kann Gott denken, daß uns hier ins ruhige Land von dem Mann man das Ohr an die Erde drückt.“

Der Stannikus nickte. „Bene vixit qui bene latuit,“ sagte er dann, mit Hellmer zusammen den Weg zum Stiff einschlagend. „Stann er noch so viel Latein, Hellmer, um es zu verstehen?“

„Es heißt: wer zu laut aukt, den treffen die Raben. Da drüben werden jetzt in den nächsten Tagen die Raben auch zu treffen bekommen.“

„Woh! wahr, Hellmer! Welche Summe von Menschenleben, Lämmer und Schreden sich da jetzt wohl in diese megenen Vormittagshunden zusammenbringt! Es ist grauenhaft, daran zu denken: es nur in der Vorstellung mit zu erleben!“

Auf diese Art ward man doch viel unglück mit durchmachen sein Leben lang,“ meinte Hellmer. „Auch,“ sagte er hinzu, „ich denke dann immer: wenn der Mensch bedachte, wie viel Unglück er schon erlebt hat, das ihn nicht betroffen hat, so würde er zufriedener sein!“

Hellmer begleitete den Stannikus bis an dessen Koffer und wandte sich dann der Mariannens von Marballen zu. Er war am gestrigen Tage da gewesen und hatte das Fräulein nicht dahin getroffen. Heute war er, als er nach ihr fragte, nicht glücklich und mußte abermals vernehmen, daß sie noch abwesend sei in Glembrook bei den Antenbeins. Hellmer war das so vertriebt, daß er beinahe die ganze Schlacht darüber vergaß; es drängte ihn sehr, zu einer Unterredung mit Mariannens zu gelangen; trotzdem es ihm gelingen, noch zur rechten Zeit den Obersten von Velsche zu erreichen — trotzdem er dadurch der Aelter Burghards geworden, hatte er sein ruhiges Gemüthe nicht. Schulte Seendund und Jasser Oester ahnten sicherlich, wer ihnen den Kletterputz auf den Hals gellen, und es wäre eine Milchblütigkeit der Denung'sart, welche Hellmer diesen Leuten nicht zutraute, gemessen, wenn sie sich für den ihnen entgegengehenden Jummer nicht an ihm ein wenig schloß so halten gesünd hätten. Wenn er durch den Wald ging, schielte sein Auge ausweilen schon mit einem misstrauischen Ausdruck zu einem niederen Ast hinauf, der sich eben weithin über seinen Kopf erstreckte.

Das wollte er Mariannens Marballen antworten und wollte von ihr begehren, daß sie ihm, der solchen schwerwiegenden und gefährlichen Dienst geleistet, nur nicht allein demnach die Organistelle, sondern jetzt zugleich die Glembrook verbesse, ein sämmerlein in der Wohnung des Organisten zu begeben; dann, auf der gewöhnlichen Annuitäten des Stiffsbodens und hinter den hohen Mauern des Stiff's blinnte er sich sicher für alle Welt und alle Zeit — Wie schon Durch auf seine Sicherheit Bedacht genommen, ahnte er ja nicht.

Aber, wie gesagt, er wurde heute wie gelern abgewiesen — das Fräulein war noch immer in Glembrook — und freilich, wie viel es da jetzt zu besprechen und auszusprechen und zu schichten gab, das hätte Hellmer sich selbst sagen können. Insbesondere wenn er ge-